

Domplatz 1: Die Überlebende

01.03.2014 - 03:00 Uhr

TA-Leser im Gespräch mit Eva Puzstai, die im Holocaust ihre Familie verlor, über schmerzhaftes Erinnern und den Glauben an das Gute im Menschen.



Am Leser-Interview nahmen teil (von links nach rechts): Annegret Schüle, Fabian Reiß, Christian Simon, Helga Marz, Paul-Josef Raue, Eva Puzstai, Alina Sophie Neugebauer, Paula Grabietz und Rüdiger Bender. Foto: Marco Kneise

Paula Grabietz: Ich habe gelesen, dass Sie Pianistin werden wollten. Welche Rolle hat die Musik für Sie während der NS-Zeit gespielt?

In meinem Leben gab es zwei wichtige Dinge: Tanz und Musik. Doch in den vierziger Jahren durften in Ungarn Juden keine Musikakademie besuchen. Letzten Endes ist meine Tochter eine Pianistin geworden. Mit dem Tanz musste ich leider aufhören, heute bleibt mir nur die Heilgymnastik. Aber die Musik ist mir geblieben. Ich komme aus einer Familie, in der Musik immer eine große Rolle gespielt hat. Die Familie meines Mannes hat inzwischen schon in der dritten Generation Dirigenten hervorgebracht.

Paula Grabietz: Erzählen Sie bitte etwas über Ihre Familie!

Mein Großvater väterlicherseits war ein sehr fleißiger Schneider, aber arm. Die Familie meiner Mutter war reich, sie waren gewissermaßen schon zwei Generationen weiter. In Ungarn haben die Juden erst 1867 die bürgerlichen Rechte erhalten. Es war eine Glücksfrage, ob jemand in so kurzer Zeit erfolgreich werden konnte oder nicht.

Mein Großvater mütterlicherseits war offensichtlich geschickter. Er hatte ein Gehöft, wo er die berühmten Lipizzaner-Pferde züchtete. Ein solcher Standesunterschied war für jüdische Familien jener Zeit nicht ungewöhnlich. Mein Vater hat uns ein sehr schönes, wohlhabendes Leben aufbauen können. So schön, dass er es leider nicht aufgeben konnte, als noch Zeit war. Ein kluger Jude hat Europa 1930 verlassen. Ein weniger kluger spätestens 1938. Sogar in den frühen vierziger Jahren gab es noch Wege. Aber mein Vater wollte nicht gehen.

Alina Sophie Neugebauer: Können Sie sich erinnern, wie Sie von Ihrer Familie in Auschwitz getrennt wurden?

In diesem schrecklichen Viehwaggon, in dem sie uns nach Auschwitz gebracht haben, waren zehn Mitglieder meiner Familie. Als wir in Auschwitz ankamen, war der erste Befehl, den sie brüllten: Ärzte raustreten! Eine Tante von mir stieg aus, sie wurde in eine Krankenstation geschickt. Nur sie und ich überlebten. Zwei Menschen von zehn. Meine Tante hat kurz nach der Befreiung den Freitod gewählt. Sie konnte nicht mit ihren Erinnerungen leben.

Christian Simon: Wie haben Sie die Zeit im Lager überlebt, nachdem Ihre Familie auseinandergerissen wurde?

Wenn ich über diese Zeit spreche, dann meine ich nie nur mich allein, denn wir waren eine Fünferreihe. Im Lager mussten wir uns immer in einer Fünferreihe aufstellen, damit sie uns leichter zählen konnten. Zwei der Mädchen in meiner Fünferreihe sind mit mir in eine Schule gegangen. Ich war mit meinen 18 Jahren die Älteste, die Jüngste war gerade einmal 14. Unter uns waren auch zwei Schwestern. Wir waren uns von der ersten Minute an eine Ersatzfamilie. Wir haben uns oft ausgemalt, wie wir eines Tages nach Hause kommen und die Schule beenden würden. Wir haben Zukunftspläne gemacht, als ob es gar keine andere Möglichkeit gebe, als zu überleben.

Christian Simon: Was ist aus den anderen Mädchen aus Ihrer Reihe geworden?

Die Erste ist sehr schnell nach der Befreiung Mutter geworden, sie hatte sich in einen amerikanischen Soldaten verliebt und ist mit ihm nach Amerika gegangen. Sie bekam insgesamt drei Kinder. Aber sie ist krank geworden und starb jung. Man kann Auschwitz nicht folgenlos überleben. Die Jüngste wurde Abteilungsleiterin beim ungarischen Rundfunk, doch auch sie ist jung gestorben. Ihre Schwester hatte viele Jahre eine wichtige Stellung im statistischen Institut Ungarns inne. Sie starb vor 13 Jahren. Das vierte Mädchen, sie war wie mein Zwilling, meine zweite Hälfte, wurde eine begabte Bildhauerin. Vor drei Jahren ist auch sie gestorben. Ich war die Älteste in meiner Fünferreihe, jetzt bin ich die einzige, die noch lebt.

Fabian Reiß: Wie sind Sie nach der Befreiung mit Ihren Erinnerungen an Auschwitz fertig geworden?

Man kann sich nicht an die Befreiung von Auschwitz erinnern, ohne den Namen Primo Levi auszusprechen. Er war noch dort, während der schrecklichen letzten Tage noch, als es kein Wasser, keine Nahrung, keine Heizung, keinerlei ärztliche Hilfe mehr gab. Primo Levi konnte gleich nach dem Krieg beginnen, seine Erlebnisse aufzuschreiben. ("Ist das ein Mensch?" erschien 1947 - d."R.) Ich habe 59

Jahre gebraucht, bis ich darüber sprechen und schreiben konnte. So zwanghaft, wie ich 59 Jahre lang diese Erinnerungen in die untersten Schichten meiner Seele vergraben habe, so drängt es mich jetzt, darüber zu reden. Und immer habe ich das Gefühl, noch mehr sprechen zu müssen, noch immer nicht alles gesagt zu haben.

Helga Marz: Wie haben Sie in der Schule die Ausgrenzung als Jüdin erlebt?

Davon habe ich nichts gespürt. Es war eine katholische Klosterschule mit einem Direktor, der ein begeisterter Patriot war. Alles, was nicht ungarisch war, war im Unrecht. Schon deshalb war es ganz natürlich, dass er die deutsche Besatzung und deren Rassenideologie ablehnte. In meiner Schule wurde kein Antisemitismus geduldet. Als Kind wurde ich sehr geschont.

Helga Marz: Wie war es außerhalb der Schule?

Am 19. März 1944 wurde Ungarn von den Deutschen besetzt, am 21. März okkupierten sie unser Haus. Normalerweise hätten wir in wenigen Stunden das Haus verlassen müssen. Doch der deutsche Befehlshaber, der einzog, wollte sich wohl als kultivierter Mensch zeigen. Wir wurden in ein Zimmer gesperrt, aber wir durften bis zum 29. April in unserem Haus bleiben, dann erst ins Ghetto ziehen. Ich war ahnungslos und in gewisser Weise auch abgeschirmt. Bis ich in das Ghetto kam.

Christian Simon: Wussten Sie, was Sie in Auschwitz erwartet, als Sie deportiert wurden?

Wer nicht hören will, sagt man, der bleibt auf beiden Ohren taub. So ging es den meisten ungarischen Juden. Wir wollten einfach nicht zur Kenntnis nehmen, was um uns herum geschah. Bis zum Schluss hofften wir, dass die Deutschen Ungarn nicht besetzen würden, es war ja schon 1944 und jedem war klar, dass sie den Krieg nicht gewinnen würden. Es war ein trügerischer Optimismus, aber wir haben uns an ihn geklammert. Sogar noch, als sie uns deportierten. Wir sind stark, sagten wir uns, wir können arbeiten und werden diese kurze Zeit irgendwie überstehen.

Alina Sophie Neugebauer: Wie haben Sie nach der Befreiung Ihre Rückkehr nach Hause erlebt?

Ich habe mein Haus nicht wiedererkannt, so heruntergekommen war es. Als ich klingelte, öffnete ein wildfremder Mann. Das ist meine Wohnung, sagte ich. Hier wohnen schon zu viele, hat der geantwortet und ließ mich nicht herein. Die Schwester meiner Mutter, sie war während des Krieges Partisanin, lebte in der Slowakei. Über das Rote Kreuz fand sie mich, so kam ich zu ihr und meinem Onkel. Das war mein Glück, denn sie pflegten mich gesund. Zwei Jahre lang lag ich im Bett, so krank kam ich zurück.

Helga Marz: Wie können wir heute aufmerksam gegenüber Ausgrenzung bleiben?

Um einen anderen Menschen zu verstehen, versuche ich immer die Welt mit seinen Augen zu sehen. Ich will Ihnen ein Beispiel nennen. Mein Großvater war ein einfacher, fleißiger Schneider. Das kann ich mit Stolz sagen. Und ich kann mir vorstellen, dass es für einen anderen Menschen nicht sehr angenehm ist, sagen zu müssen: Ich weiß nicht, was mein Großvater im Dritten Reich getan hat. Aber jeder Mensch ist nur für sein eigenes Handeln verantwortlich. Es gibt keine kollektive Schuld.

Helga Marz: Fällt es Ihnen schwer, nach Deutschland zu reisen?

Ich werde oft gefragt, wie ich so oft nach Deutschland fahren kann. Es gibt Menschen, die sind mit ihren Erfahrungen und Gefühlen im Jahr 1945 stehen geblieben. Sie wird man nicht überzeugen können, dass Deutschland heute ein anderes Land ist. In keinem anderen Land hat man sich so intensiv mit der Vergangenheit auseinandergesetzt, wie in Deutschland. Dieses Wissen hilft mir sehr.

Rüdiger Bender: In Thüringen suchen derzeit viele Roma-Flüchtlinge Schutz. Es gibt Diskussionen darüber, die nicht immer von Empathie zeugen. Können Sie uns einen Rat mit auf den Weg geben?

Wir waren es, die begonnen haben, die Roma aus unserer Gesellschaft auszuschließen. In Ungarn gibt es noch heute Roma-Dörfer, wo kein einziger Mensch Arbeit hat. Wir sind schuld, dass sie so leben.

Annegret Schüle: Wie empfinden Sie die aktuelle Entwicklung in Ungarn und was sollten oder könnten wir gegen die antisemitischen Ausfälle tun?

Die Situation in meinem Land ist schwierig. Doch eine Lösung für Ungarn kann nur aus Ungarn selber kommen. Das ist das Wichtigste. Es bringt nichts, mit dem Finger auf Ungarn zu zeigen und zu kritisieren. Der Vormarsch des Rechtsextremismus hat immer wirtschaftliche Gründe. Schlimmer wird es stets dann, wenn es keine Arbeit gibt und die Armut wächst. Hassen ist immer das Einfachste. Aber Hass löst kein Problem. Leider haben wir in der ungarischen Geschichte keine demokratischen Traditionen und keine Erfahrungen, wie eine schwierige Situation in Gemeinsamkeit bewältigt werden kann.

Rüdiger Bender: Sie sind durch die Hölle von Auschwitz gegangen, dennoch hassen Sie nicht. Wie schafft man es, gegen rechtsradikale Hassideologie vorzugehen, ohne mit Hass zu antworten?

Reden ist immer einfach. Manchmal finde ich mich selbst lächerlich mit meinem Optimismus. Ich habe Angst, nicht glaubwürdig zu sein mit meinen Reden, weil die Welt da draußen und die Entwicklung das Gegenteil zu erzählen scheinen.

Paula Grabietz: Für mich ist Ihr Optimismus glaubwürdig! Es ist so schwer vorstellbar, dass Menschen anderen Menschen so etwas antun können. Sie haben es erlebt und überlebt und trotzdem glauben Sie an das Gute im Menschen.

Diese Hoffnung habe ich. Und wenn auch nur einer meiner Sätze in den jungen Menschen haften bleibt, habe ich nicht umsonst erzählt.

Zur Person

Eva Pusztai (geb. Fahidi) wurde 1925 im ungarischen Debrecen geboren, wo sie in einer großbürgerlichen jüdischen Familie aufwuchs. Im Mai 1944 wurde sie mit ihrer Familie in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert, wo sie schon an der Rampe von ihren Eltern und der zehnjährigen Schwester getrennt wurde. Nach sechs Wochen verschleppten sie die Deutschen in das KZ Außenlager Münchmühle im hessischen Allendorf, wo sie Zwangsarbeit leisten musste. Sie überlebte als einzige ihrer Familie. Erst nach Jahrzehnten schrieb sie ihre Erinnerungen nieder. "Die Seele der Dinge" erschien 2011. Eva Pusztai lebt in Budapest und ist als Zeitzeugin unterwegs, um die Erinnerung an den Holocaust wach zu halten.